

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

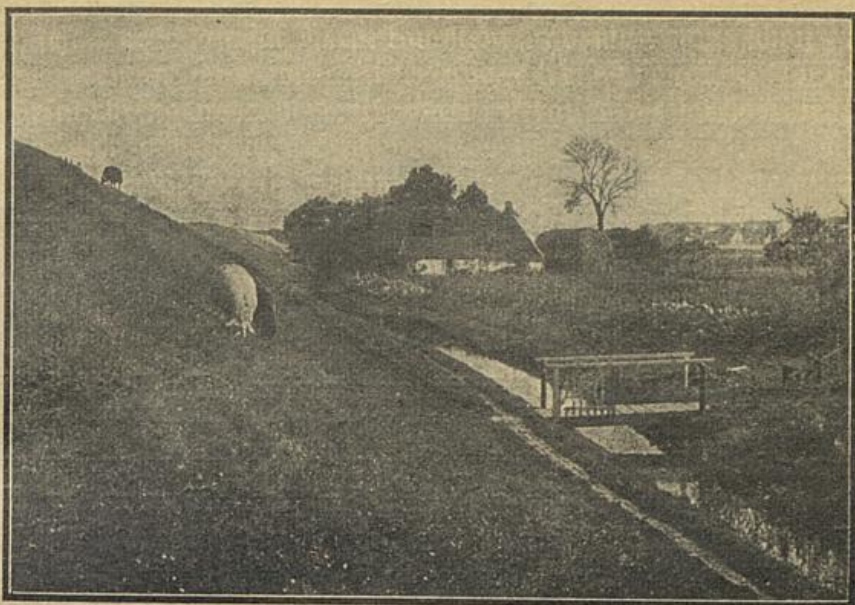
Die Vogelwelt der Jadestädte und ihrer Umgebung, des Jeverlandes und der Friesischen Wehde

tom Diek, Paul

Accum, 1933

A 1.) Die Brutvögel in der Marsch.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8466



Gehöft hinter dem Deich. Aufn.: Dr. H. Nitzschke, Wilhelmshaven.

A) Vögel der Marsch und der Marschgehöfte.

A 1.) Die Brutvögel in der Marsch.

Kommt man aus den Straßen der Feste Städte heraus, dann umfängt uns bald die Marsch. In der gleichmäßig geformten Landschaft liegen die Bauerngehöfte wie kleine Inseln in einer grünen Ebene. Rote Häuser verkriechen sich hinter einem Wall von Hofbäumen, der die Ansiedlung von allen Seiten umgibt. Die alten Eschen, Weiden und Erlen dieses Schutzwalles haben ihre Geschichte, sommertags reichen sie sich die Hände, und dann träumen die abgelegenen Gehöfte in ihrem stillen Grüngürtel. Mancher Vogel wohnt in den Zweigen der grünen Hofburgen, denn der rechte Jeveländer achtet die Kreatur und hält darauf, daß alles, was in seinem Hofkreis nistet, ungestört die Brut hochziehen kann. Der echte Bauer ist mit seinen gesiederten Gästen befreundet. Bei seiner Arbeit im stillen Feld sind die Vögel seine guten Bekannten, sie beleben Feld und Wiese, darum schützt er sie. Er überläßt ihnen auch die Dornsträucher und Weidenbüsche, die an den Gräben im Land hochschießen und groß werden, weil sie dort vor dem Verbiß durch das weidende Vieh geschützt sind. Mögen die Sträucher dort wachsen, der Bauer schlägt sie nicht ab. Die einsamen Feldbüsche sind Wesen für sich, mit denen man sich unterhalten kann, — sie haben ihr Alter, und der Bauer ist mit ihnen groß geworden.

Die einsamen Büsche und die grauen „Hecks“, — das sind die Wächter in der weiten Marsch. — Wenn die Bohnenfelder blühen, sieht der Ringeltäuber auf dem alten verwitterten Heckbalken, und zur Wintersonne hält der Bussard von oben Ausschau.

Duftende Äcker und Felder mit ihren einsamen Sträuchern und Hecks, Graften voll Reit, ragende Hofeschen um alte Bauernsitze, grüne Weiden mit schwarzweißem Vieh, ein pflügender Bauer im Feld, umkreist von weißen Möwen, — das ist das Bild unserer Marsch.

Sie beherbergt eine ihr wesenseigene Vogelwelt.

In der schützenden Wallburg der Hofbäume nisten die Rabenkrähe und die Elster.

Die Rabenkrähe (*Corvus corone* L.) Bild S. 11

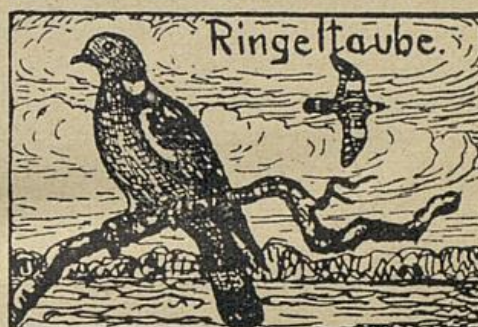
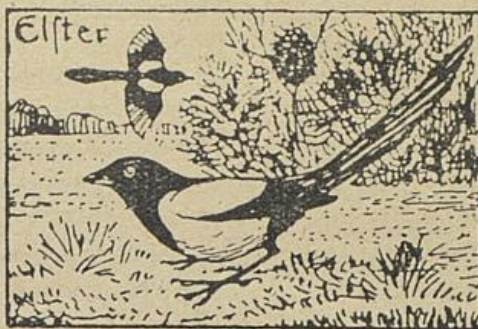
Ist in unserer Marsch noch häufig anzutreffen. Bei jedem größeren Bauerngehöft horstet mindestens ein Paar der schwarzen Arien, doch immer so hoch und auf solchen Ästen, die kaum zu erklettern sind. Auch in alleinstehenden Bäumen, in den Wäldern der Marsch, nistet sie gerne, alljährlich z. B. in der alten Weide, die mitten im Land, nördlich der Straße Langewerth—Accum, steht. Im Sommer 1931 sah ein Nest in der Kiefernplantation gleich rechts am Eingange des Rüstringer Stadtparkes. Sehr ruhige Nistgelegenheiten bieten sich der Rabenkrähe in den geschützten Gehölzplantagen der Förs; so wurden in den hohen Pappeln des Rüstringer Förs jedes Jahr einige Nester dieser Krähe festgestellt. An der etwas ruhigeren Landstraße Fedderwarden—Fedderwardergroden wurden sogar Nester im Gezweige der Straßenbäume festgestellt.

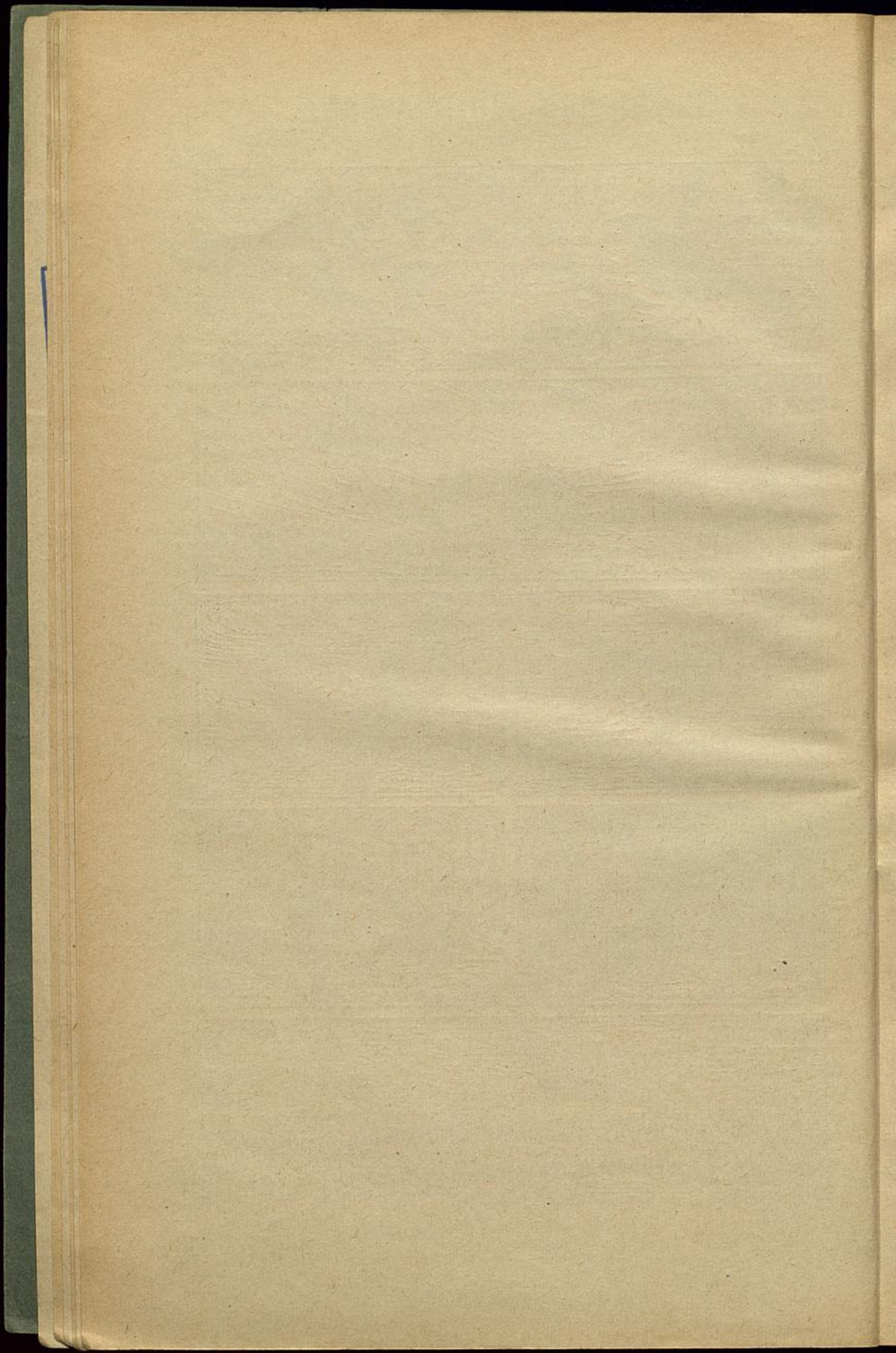
Das Nest der Rabenkrähe hat einen Durchmesser von ca. 50 cm. Als Unterlage dienen dicke Reisern, die mit Erde abgedichtet werden. Hierauf wird eine Schicht von Kräutern und dünnen Halmen verpackt, auf die innen eine Schicht von Bastfasern, Bindfäden, Wolle, Schweineborsten, Federn und Härchen folgt. Anfang April legt das Weibchen drei bis fünf blaßblaugrüne, mit verwaschener schwärzlichbrauner Färbung bedeckte Eier in das weichgepolsterte Nest hinein. Sobald das Weibchen zu brüten beginnt, läßt es sich ungern von den Eiern vertreiben und fliegt erst ab, wenn sich jemand unten am Stamme des Nistbaumes zu schaffen macht.

Über den Schaden, den die Rabenkrähe wie alle anderen Krähen anrichten soll, ist viel geschrieben worden. Sicher ist, daß diese Krähe neben ihrem Hange zur Nestrauberei vor allem Nasvertilger ist und auch viele Acker- und Wiesen-schädlinge frisst. Mäuse, Engerlinge, Gewürm und Schnecken werden in Massen vertilgt, und daß sie gelegentlich einen kranken Hasen oder ein kümmerndes Rebhuhn erledigt, wird ihr gewiß kein Jäger verargen. Die Rabenkrähe gehört zur unentbehrlichen Feld- und Wiesenpolizei und sollte von jedem einsichtigen Landwirt in einem gewissen Bestande geduldet werden. Im Sommer ist sie der einzige größere Raubvogel der Marsch, der alles Kranke und Gefallene vertilgt. Wo sie die Hühnerküken holt, muß sie natürlich vernichtet werden.

Sie ist unsere schwarze Krähe und darum von den anderen Krähen sofort zu unterscheiden, weil sie ein völlig schwarzes Gefieder trägt.

Marsch und Marschgehöfte.





Dieses zeigt bei günstiger Beleuchtung einen bläulichen, grünlichen und purpurfarbenen Glanz.

Sommers und winters ist die Rabenkrähe bei uns, im Sommer schläft sie in den dichten grünen Bäumen der Marschenhöfe, im Winter schlägt sie sich mit Dohlen und Nebelkrähen zusammen und teilt dann deren Lebensgewohnheiten. Mit den anderen Krähenvögeln fliegt sie des Abends zum gemeinsamen Schlafwald in Barkel, und tags treibt sie sich mit ihnen auf den Ländereien, auf dem Watt und auf den Abfallplätzen der Städte herum. (Darüber Näheres S. 34.) Die Stimme der Rabenkrähe ist ein breites „kaa, koa, kaak“. Mitunter hört man auch schnarrende „karr, karr, karr, karr“ oder helle, flirrende „kurr, kurr, kurr“ oder „kirr, kirr, kirr“.

Die Elster (*Pica pica* L.), Bild S. 11

plattdeutsch „Heister“, „Häister“ oder „Schreehäster“, steht der Rabenkrähe als Nesträuber nichts nach und muß wie diese in gewissen Grenzen kurzgehalten werden. Ihren Nutzen hat sie als Vertilgerin zahlreicher Feld- und Gartenschädlinge. Ganz ausrotten darf man sie deshalb nirgends; zudem trägt ihr schwarzweißes Gefieder sehr zur Belebung und Verschönerung des Heimatbildes bei. Sehr reizvoll ist es, ein Elsternpaar zu beobachten, wenn es in nächster Nähe die Grasnarbe einer Wiese nach Gewürm und Larven hin untersucht. Das Paar schreitet sehr anmutig auf der Wiese hin und her und trägt den Schwanz dabei hübsch fächerförmig entfaltet. Beim Schweben und Gleiten in starkem Winde versteht die Elster den Schwanz nicht gerade sehr gut als Steuer zu gebrauchen. Ihr Flug ist auch etwas schwerfällig und geschieht ruckweise. In Erkennung dieser Tatsachen ist folgender Spruch zu verstehen: „He hett in Wörn (Wörtern), at de Heister inn Steert!“ Kopf, Hals, Rücken, Kehle und Brust des Vogels sind schwarz, Schultern und Bauch dagegen weiß. Die Schwungfedern der Flügel schillern zumeist in Blau, die Steuerfedern des langen Schwanzes tragen vorherrschend grünlichen Glanz. Auch Kopf und Rücken schillern grünlich.

Das Nest der Elster steht häufig in dichten Dornbüschen, es kann aber auch in hohen Pappeln, in Ulmen und Birken angelegt sein. Mit dem Nestbau beginnt die Elster bereits im Winter, oft schon im Februar. Wie beim Krähenest wird die Nestmulde mit Erde abgedichtet und dann mit vielen kleinen Reisern und Halmen ausgelegt. Zum Schutze gegen Raubvögel baut die Elster nun aber noch eine gewaltige Haube aus Dornen und sparrigen Reisern über das Nest, so daß das ganze Nest zuletzt eine Kugel von über 1 m Durchmesser bildet. Durch ein seitlich freigelassenes Einschlupfloch gelangt die Elster in die wehrhafte Burg hinein. Das Weibchen legt sieben bis acht grüne, braungesprenkelte Eier. Auffallend ist das überaus vorsichtige Gebahren, mit dem die alten Elstern an das Nest heransfliegen. Die Jungen vermeiden auch jedes lautere Schreien im Nest, so daß man oft kaum ahnen kann, ob Junge darin sind oder nicht. Es mag noch so sehr am Stamme gerüht

teft und geklopft werden, die Zungen geben keinerlei Laute von ſich, und auch die Eltern halten ſich unſichtbar, um nicht die Aufmerkſamkeit des Menſchen auf das Neſt zu lenken. Erſt wenn die menſchliche Hand in das Neſt hineingreift, ſtimmen die Zungen ein mörderliches Geſchrei an, das dann durch das Gezeter der heranfliegenden Alten noch vermehrt wird. Meift hört man von der Elſter ein wenig ſchönes „ſchackackackackack“ oder ein etwas helleres „räckäckäckäckäck“. Wegen des häufigen Schackerns heißt ſie auch „Schackerelſter“.

In Parks und auf Friedhöfen wird die bunte Elſter nicht gerne geſehen, weil ſie das Singvogelleben zu ſehr ſchädigt, man nimmt ihre Neſter dort am beſten aus. Oftmals iſt es allerdings kaum möglich, ein Elſternneſt auszuheben, da es meißt in der äußerſten Spitze eines nicht zu erkletternden hohen und ſchlanken Zweiges ſitzt. Wegen des großen Umfanges kann man auch kaum von unten her in ein Elſternneſt hineinreichen.

Eine Zierde für jedes Bauerngehöft iſt

der weiße Storch (*Ciconia ciconia* L.).

Wo er ſeinen Horſt aufgeſchlagen hat, wird er von allen Hofleuten ſorglich betreut und geſchützt. Mit großer Anteilnahme wird ſein Erſcheinen im Frühjahr aufgenommen, das Ausbeſſern des Neſtes verfolgt und ſpäter das Großwerden der Jungen beobachtet. Genau weiß der Hofbauer über Freude und Leid ſeiner oft ſchon Jahrzehnte bei ihm wohnenden Storchfamilie Beſcheid. Die Störche bringen dem Hofe Glück und beſchützen ihn vor Unheil und Feuersgefahr; Sünde und Frevel iſt es daher, die Störche in ihrem Brutgeſchäft zu ſtören. So ſagen die alten Leute. Leider iſt der Storch in unſerer benachbarten Marſch weniger geworden. Der Grund iſt wahrſcheinlich darin zu ſuchen, daß immer mehr Niederungen und Sumpfgebiete entwäſſert werden und dem Storch dadurch die Ernährungsmöglichkeit mehr und mehr beſchnitten wird. An Niftgelegenheiten mangelt es dem Storch beſtimmt nicht. Im Rüſtringer Stadtgebiet waren im Jahre 1931 allein ſchon zwei Neſter unbefetzt. Daß die Nahrungsknappheit der Hauptgrund für das Verlaſſen alter Horſte iſt, zeigt vielleicht die Taſſache, daß ſich im Jahre 1930 in den Mäuſeplagegebieten des Amtes Elſfleth an einem Tage etwa hundert Störche einfanden, die dort der Mäuſejagd oblagen. Wo viel Nahrung zu finden iſt, da ſtellt ſich auch Freund „Adebar“ ein. Und wo es mit den Fröſchen knapp wird, da wird auch kein Storchpaar ein neuankommendes Paar dulden. In ſehr trockenen oder in recht naßkalten Jahren werden entweder weniger Junge hochgebracht, indem weniger Eier gelegt oder Junge aus dem Neſte geſtoßen werden, oder das Paar ſchreitet vielleicht auch gar nicht zur Brut, wenn es nicht den Horſt ganz aufgibt.

Unbewohnte Horſte waren 1931 im Stadtgebiet Rüſtringen in Heſſen-Ebſerriege (Landwirt Bernharnd Lauts — Neſt 1932 zum erſten Male ſeit langen Jahren wieder beſetzt) und ein zweites an der Umfangſtraße Nr. 3 kurz vor Rüſterſiel auf dem Gehöfte des Landwirts

Johann Abrahams. Ein bewohnter Horst ist in der Nähe der Jadestädte auf dem Gehöft des Landwirtes August Frerichs, Fortifikationsstr. 204. Man kommt am Nest vorbei, wenn man den Wiesenpfad geht, der den östlichen Teil des Rühringer Stadtparkes mit Neuengroden verbindet. Ein zweites besetztes Storchnest sieht man, wenn man von Rühringen nach Fedderwarden fährt, auf dem ersten Gehöft nach Antonslust links an der Straße auf einer in zehn Meter Höhe geköpften Weide. Der dem Landwirt Hermann Weerda gehörige Hof führt den Namen „Hölle“. Das dritte bewohnte Nest ist auf der Henningschen Landstelle in Roffhausen, gegenüber der Schule, und ein viertes, das 1932 neu erbaut und sofort von einem Storchpaar, das aber nicht zur Brut geschritten, bewohnt worden ist, in Ollacker bei Accum. Die darauffolgenden bewohnten Horste liegen im Amte Barel. Das bekannteste für die Jadestädter ist wohl das in Blauhand, links an der Straße auf dem gestützten Seitenast einer Pappel. Ein weiteres ist in Driesel, auch nah der Straße, in der Krone eines Baumes.

Wie angegeben, stehen die Horste auf unseren Marschhöfen durchweg in acht bis zehn Meter Höhe auf den abgesägten Aststümpfen von Weiden und Pappeln. Die glatte Bedachung unserer Marschhäuser gestattet die Anbringung eines Nestes auf dem Hausdache nicht. Das ist nur auf einem reitgedeckten Hause möglich. In Teringhave, bei dem Landwirt H. Theilen, ist wohl von den Jadestädten aus das erste Storchnest, das auf einem Reitdache Platz gefunden hat.

In den bis 1931 besetzten sechs Horsten aus der näheren Umgebung der Jadestädte wurden an Jungen hochgebracht:

1931	insgesamt	17	Vögel,
1930	„	15	„
1929	„	7	„
1928	„	14	„

(Nach Ministerialrat R. Tanzen: „Die Niststätten des weißen Storches im Landesteil Oldenburg“).

Das Aussehen des weißen Storches wird allgemein bekannt sein: Bis auf die schwarzen Schwingen und die längsten Flügeldeckfedern ist das Gefieder weiß, Schnabel und Beine sind rot. Der Schnabel des jungen Storches ist schwarz.

Um den 24. August herum verlassen uns die Störche regelmäßig, um ihren Flug nach dem Süden Afrikas hin anzutreten. Am 7. 9. 31 sah man allerdings noch drei Störche hoch über den Jadestädten fliegen. Es waren wohl Nachzügler.

Das Nest mißt im Durchmesser 140—150 cm, wird in jedem Jahre etwas höher gebaut und mit Erde, Rasenstücken, Blattwerk, trockenem Dünger, Halmen, Lumpen und anderen weichen Stoffen ausgepolstert. Die Störchin legt drei bis fünf reinweiße, gänseeigroße Eier, aus denen nach vier Wochen die Jungen schlüpfen. Diese sitzen lange Zeit im Nest, oft acht Wochen. Zuerst liegen sie auf der Ferse, und danach versuchen sie sich langsam aufzurichten. Gegen Ende Juli sind sie flügge.



Weil die Jungen so lange im Neste bleiben, verkitten Erde, Rot und Nahrungsabfälle darin bald zu einer festen Diele.

Im FEVERLANDE heißt der Vogel „Störk“, auf der Oldenburger Geest „Obär“, in Butjadingen „Aebär“.

Ein **Raubvogel**, der hin und wieder einmal in der Marsch brüten wird, ist der **Turmfalke**. Bestimmt bekannt geworden ist mir kein Brutvorkommen, aber da im Sommer des öfteren Turmfalken beobachtet wurden, wird man auf ein Brüten in den Bäumen irgend eines stillen Marschenhofes schließen können. Im Frühjahr 1932 wurde ein balzendes Turmfalkenpaar an der Umfangstraße Mariensiel—Rüstersiel gesehen. Vor Jahren hat ein Turmfalke seinen Horst in dem Turme von Marienhausen bei Sanderbusch gehabt, und als die jetzt abgebrochene Brauerei in Accum noch stand, nistete dort ein Turmfalkenpaar unter dem Giebel des hohen Brauereidaches.

Der Turmfalke (*Falco tinnunculus* L.), Bild S. 11

auch **Stößer** und **Rüttelfalke** genannt, ist in seinem Flugbilde leicht kenntlich an den schmalen spitzen Flügeln und dem langen geraden Schwanz. Die Oberseite des taubengroßen Vogels fällt durch ein helles Rot auf, ein wunderschöner Ton zwischen Ziegelrot und Zimrot. Kopf, Nacken und Schwanz sind aschgrau. Wenn sich der Vogel in seinen weiten Kreisflügen herumwirft, erkennt man am Ende des Schwanzes die blauschwarze Querverbinde. Die Füße des Turmfalken sind gelb und der braune Schnabel am Grunde wie bei allen Raubvögeln mit einer gelblichen Hornhaut, der sogenannten Wachshaut, zum Teil überdeckt. Von gelbem Aussehen ist auch die allen Raubvögeln eigene nackte Hornhaut um die Augen herum, der sogenannte Augenkreis.

Das Weibchen des Turmfalken ist ganz anders befiedert als das Männchen. Es ist oberseits fast ganz rötelrot, vom Kopf bis zum Ober Rücken mit schwärzlichen Längsflecken gezeichnet. Der Schwanz ist ganz gebändert. Der Bürzel grau, die Unterseite wie die des Männchens.

Den der Mausejagd obliegenden Falken erkennt man am Rütteln. Mit raschen Flügelschlägen hält sich der Vogel, während die Augen aus 30—40 m Höhe scharf nach unten spähen, auf einem Punkte in der Luft. Hat er eine Maus entdeckt, so senkt er sich weiter zur Erde herab, rüttelt wieder, senkt sich, wenn die Maus ihn nicht bemerkt, noch tiefer, rüttelt erneut und schießt dann blitzschnell von hinten auf das Opfer zu, das er mit seinen scharfen, dolchspitzen Fängen packt und durch die Luft davonträgt. An einem stillen Platze wird dann die Maus gekröpft, das heißt, in Stücke gerissen und dann mit Haut und Haaren hinuntergewürgt. Alle unverdaulichen Teile, wie Knochen, Zähne und Haare, werden später als Gewölle wieder ausgewürgt.

März 1930 wurde der Turmfalke oftmals jagend beim Rosenberge beobachtet, April 1931 ein Paar längere Zeit auf dem neueingedeichten Knyphauserfielergroden. Auch im Jahre 1932 wurden an letztgenannter Stelle öfter Turmfalken beobachtet. Sie strichen in schnellem Fluge am Deiche entlang und suchten dann wieder die Deichhänge, die Deichkappe

und das Binnendeichsland nach Mäusen und anderen schädlichen Nagern ab. Auf den Bestickpfählen des Deiches hatten die Falken öfter gerastet, denn dort fanden sich neben kalkigen Kotresten zahlreiche von ihnen ausgewürgte Gewölle, die Mausehädel enthielten. Im Winter 1931/32 wurde auf dem Wilhelmshavener Schlachthof ein krankes Turmfalkenmännchen gefangen, das in der Grodenschule wieder gesund gepflegt wurde und dann die Freiheit erhalten konnte. Im Waldgebiet der Friesischen Wehde sieht man den Vogel häufig über den Wiesen rütteln.

Das Nest des Turmfalken steht meist immer 6—8 m hoch, mitunter wird auch ein verlassenes Krähenneest bezogen. Das Gelege besteht aus 4—6 Eiern, die etwas rundlich und auf braungelbem Grunde rotbraun gefleckt sind. Wo ein Turmfalkenhorst entdeckt wird, muß er unbedingt geschützt und gehegt werden. Der Turmfalke ist ein Wächter unserer Deiche und untersteht deshalb auch dem Vogelschutzgesetz. Mitteilungen über das Brutvorkommen dieses Falken sind sehr erwünscht. Zur Balzzeit hört man von ihm häufig seinen Ruf, ein helles, bezeichnendes „kli kli kli kli“.

Der Sperber (*Accipiter nisus* L.), Bild S. 11

plattdeutsch „A l e m m v a g e l“, wird hin und wieder noch auf irgend einem Marschenhofe nisten. (Mitteilung erwünscht.) Ein Paar nistet seit Jahren in der ausgebrochenen Krone einer Pappel des Hauptlingsfisches Fischhausen (Nördl. Jeverland). Der Vogel hat aber, wie alle anderen Raubvögel, stark abgenommen, vielleicht gibt es in unserer Marsch nur noch ein Paar. Er ist ein sehr schlimmer und frecher Räuber und untersteht deshalb auch nicht dem Schutzgesetz. Trotzdem sollte er aber nicht vernichtet werden, denn er ist ein Stück Natur und hat seinen Zweck. Man lasse die Natur zufrieden. Er ist der Raubvogel, der im Winter auch die Stadt durchstreift und durch Gärten und Gebüsch, über belebte Straßen und Plätze dahinschießt, ständig nach Sperlingen, Finken und anderen Kleinvögeln jagend. Sein Flug ist überaus kühn und gewandt. Ueber den Schulplatz der Schule Tonndeihs-Rüstringen verfolgte ein Sperber einst eine Schar Sperlinge. Bei einem heftigen Stoß nach einem Sperling wäre er beinahe gegen eine Stallwand gesaust, aber im entscheidenden Augenblick brachte er den Körper blitzschnell zum senkrechten Aufsteigen und entwand auf den nahen Friedhof. Dort wurde er später beobachtet, wie er eine Taube schlug und mit ihr davonslog. Der Friedhof liegt mitten in der Stadt.

Der Sperber ist etwas größer als der Turmfalke, besonders das Weibchen ist größer. Im Flugbilde erkennt man die breiteren Flügel. Der Schwanz des Sperbers ist dazu breiter und kürzer als der des Turmfalken. Den jagenden Sperber erkennt man an seinem schnellen Fluge, in den mitunter besonders schnelle Flügelschläge eingeschaltet werden. Er fliegt immer recht niedrig am Boden entlang und benutzt jede Bodenwelle und jede Grabensenkung, um möglichst ungesehen sein Gebiet zu durchstreifen. Wenn er eine Beute verfolgt, saust er in schnellstem Fluge durch jeden Baum und durch jedes Gebüsch hindurch.

Vom Turmfalken ist der Sperber in der Färbung leicht zu unterscheiden. Seine Oberseite ist blaugrau und die weiße Unterseite mit dunkel braungrauen, beim Männchen mit rostfarbenen Wellenlinien quergebändert. Ueber den grauen Schwanz laufen 4—6 schwarze Querbänder. Der Fuß des Sperbers ist zitronengelb, der des Turmfalken mehr goldgelb. Das Gelege besteht aus 3—5 hellgefärbten Eiern, die viele rotbraune und weniger graublaue Flecke und Punkte tragen.

Im Fluge, in der Größe, wie auch im vorherrschenden Grau des Gefieders zeigt der Sperber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem

Kuckuck (*Cuculus canorus* L.). Bild S. 11

Das Volk sagt daher auch wohl, daß sich der Kuckuck im Winter in einen Klemm Vogel verwandle. Die Unterseite des Kuckucks ist bis auf den grauen Hals und die graue Kehle auch quergebändert, aber mit schwarzen Strichen und Linien. Die Oberseite ist taubenfarben grau-blau, die Steuerfedern des Schwanzes schwarz, weiß gefleckt. Die Weibchen und jungen Vögel sind auf der Oberseite rostrot gefleckt und ihre ganze Unterseite vom Kinn bis zum Bauch durchweg schwarzbraun quergebändert.

Der Flug des Kuckucks ist etwas langsamer als der der Taube.

Das sicherste Erkennungszeichen für den etwa taubenroten Kuckuck ist natürlich sein Ruf, den er bis in den Juli hinein unablässig ertönen läßt, beim Aufbaumen sowohl als auch während des Fluges. Neben dem zweisilbigen „kuckuck“ hört man von einigen Vögeln dreisilbige „kuckuckuck“, wobei der Ton entweder auf der ersten oder auf der zweiten Silbe liegen kann. Wenn man Glück hat, vernimmt man auch wohl einmal das Richern des Kuckuckweibchens. Wenn der Kuckuck ruft, sagen die Kinder: „Kuckuck, Kuckuck, Dummsnut, schellt sen eegen Namen ut!“

Hat man beim Hören des ersten Kuckucksrufes Geld oder Brot in der Tasche, so sagen die Kinder im Jeverslande wohl noch: „Ja heff nu Geld (oder Brot) ditt Jaahr!“ (Dasselbe ist auch wohl noch üblich, wenn man im Frühjahr die erste Bachstelze hört.)

Obwohl der Kuckuck mehr ein Vogel der Geest und des Moores ist, kommt er doch auch in der Marsch ziemlich häufig vor. Mitte Mai trifft er meistens erst bei uns ein, während er Anfang Mai oft schon auf der benachbarten Geest zu hören ist. Am sichersten hört man ihn bei uns in den gebüschreichen Anlagen der Forts und im Rüstinger Stadtpark. Auf weiten Wiesen- und Moorländereien setzt er sich gerne auf die Drähte der Hochspannungsleitungen.

Daß der Kuckuck seine Eier anderen Vögeln zum Brüten überläßt, dürfte bekannt sein, ebenfalls, daß der junge Kuckuck, wenn es ihm im Neste zu enge wird, die Jungen seines Wirtsvogels hinauswirft. Mir ist in der hiesigen Marsch allerdings noch kein Nest mit einem Kuckucksei bekannt geworden, doch wird er seine Eier wohl in die Nester der bei uns häufigen Dorngrasmücken und Rohrsänger legen. Das Ausfindigmachen von Kuckuckseiern in Singvogelnestern ist zudem recht schwierig,

da sich die Kuckuckseier der Form und Farbe nach immer den Eiern der von ihm am meisten „beglückten“ Wirtsvogel anpassen. Das Oldenburger Naturhistorische Museum bietet dazu eine ganz interessante Zusammenstellung von Kuckuckseiern, die in die Nester der verschiedensten Singvögel gelegt worden sind. Oftmals ist das Kuckucksei kaum aus den anderen im Neste liegenden Eiern herauszuerkennen.

Als Wirtsvögel kommen für den Kuckuck sowohl Erdbrüter als auch Strauchbrüter und Röhrichtbrüter unter den Singvögeln in Frage. Man hat Kuckuckseier in den Nestern von Finken, Ammern, Lerchen, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Wiesenschmähern, Drosseln, Grasmücken, Laubvögeln, Rohrsängern, Zaunkönigen, Bachstelzen, Fliegenschneppern, Kohlmeisen und sogar in den Nestern von Krähen- und Taubenvögeln gefunden.

Wenn das Kuckucksweibchen ein Singvogelnest gefunden hat, legt es das Ei in der Nähe auf dem Boden ab und trägt es mit dem Schnabel in das Nest hinein, wobei es dann mitunter einige Eier des Wirtsvogels entfernt.

Zur Nahrung dienen dem Kuckuck die besonders viel in Heide, Moor und Wald anzutreffenden behaarten Raupen, daneben aber auch viele Insekten, sogar Libellen, Schnecken und Käfer.

Wenn der Kuckuck ruft, ist es Pfingsten, die Zeit des Blühens und Duftens in der Natur. Sie ist untrennbar verbunden mit dem in melodischer Terz abfallenden Kuckucksruf.

Häufig brütet immer noch bei uns die

Holztaube oder Ringeltaube (*Columba palumbus* L.).

Bild S. 11

Sie nistet bei jedem Bauernhof in der Marsch und in den dichten Kronen der Straßebäume, wenn auch noch so viel Verkehr unter ihnen hindurchflutet. Sie ist ein Vogel, der sich wie wenige an die Entwicklung von Verkehr und Wirtschaft gewöhnt hat. Auf allen Friedhöfen und in allen Parks unserer Städte trifft man sie an, im Villenviertel und in Siebetsburg nistet sie in den Quirlen der gestuhten Straßenuhlen. 1919 brütete ein Paar sogar mitten in dem Lärm der Wilhelmshavener Gökerstraße in einer Ulme, unter der Tag und Nacht die Straßenbahn dahinrasselte.

Das Nest der Holztaube ist aus dünnen Reisern ziemlich dünn und sorglos in einer Astgabel, auf einem Aststumpf oder in einem Zweigquirl angelegt, so daß man die zwei weißen, porzellandünnen Eier oft von unten durch das Geäst hindurchschimmern sehen kann. Mitunter sitzt das Nest auch kaum 2 m hoch in den Dornbüschen der Marsch. Meist werden zwei Brutten großgezogen.

In dem dichten Gehölz beim Hause des Landwirtes Martens am Rüstringer Stadtpark (der Hof östlich vom Stadtparkkanal — genannt Neuender Busch) nisten alljährlich mehrere Paar Ringeltauben. Mittags kann man sie dort gut beobachten, wenn sie auf den höchsten Ästen der Hofbäume ihr Schlummerstündchen halten.



Das Gefieder der Holztaube ist verschieden taubenblau abgetönt, auf Kropf und Brust ist es rötlichgrau. Artbezeichnend sind die beiden großen weißen Flecke an der Seite des Halses, die ihn fast ringförmig umgeben, daher der Name dieser Taube. Im Fluge fällt ein weißer Streif am Flügelbuge auf.

Die Holztaube ist die einzige in unserer Marsch brütende wilde Taubenart. Neben einem gewissen Schaden, den sie dem Landwirte im reifenden Kornfelde anrichtet, ist sie wiederum auch nützlich, weil sie viel Unkrautsamen vertilgt. Kein Bauer wird sie auf seinem Hofe als Brutvogel missen mögen, — sobald der Morgen graut, ruft ihn das anheimelnde „kukeru“ des Taubers zur Arbeit heraus. Der Balzruf des Täubers gliedert sich meistens in drei Teile und einen Schlußton, man kann ihn bezeichnen mit „kukeru-kukeruku-kukeruku, kuk!“. Der gewöhnliche Ruf des Vogels ist ein dumpfes „huh“.

Recht unangenehm wird die Holztaube, wenn sie zur Winterszeit die Kohlfelder der Marsch heimsucht. Sie zeigt eine besondere Vorliebe für die Herzblätter der Kohlköpfe, frißt aus allen Köpfen das beste heraus und verunreinigt dabei den Kohl mit ihrem ätzenden flüssigen Kote dermaßen, daß das Vieh das im Winter sonst so begehrte Grünfutter oft nicht mehr annimmt. Dieser beachtliche Schaden wird aber weniger von den bei uns brütenden Tauben, sondern zumeist von den zuziehenden nordischen Tauben verursacht. Wenn der Winter streng wird, ziehen nämlich die bei uns brütenden Tauben südwärts, aber an ihre Stelle treten dafür nordische Brüter, die oftmals in Scharen zu Hunderten über unsere Kohlfelder herfallen und sie völlig verderben. Auf der Geest sieht man diese Scharen in die Eichenwälder einfallen, wo sie den verschneiten Waldboden nach Eichen absuchen. Wenn die Tauben abfliegen, schlagen sie die Flügel mehrmals über dem Kopfe zusammen, so daß dann ein klatschendes Geräusch hörbar wird.

Die Jungen werden lange Zeit von den Alten geakt, indem diese ihnen die im Kropf vorverdaute Nahrung in den Schnabel hineinwürgen. Das Nest einer Holztaube mit den unförmlich großen Jungen strömt immer einen schlimmen Geruch aus.

Plattdeutsch heißt der Vogel wie alle anderen Taubenarten „S o l t d u w“, das Weibchen „D u f“, das Männchen „D u f f e r t“.

In den hohlen Bäumen der Marschgehöfte nistet

der Feldsperling (*Passer montanus* L.), Bild S. 21

plattdeutsch „B o o m f i n t“, „B o o m l ü n t j“, oder kurz „F i n t“. (Feverland.) Weil aber die natürlichen Bruthöhlen immer weniger werden, nimmt er im Rüstinger Stadtpark auch gerne einmal einen allerdings nicht für ihn dahingehängten Meisenbrutkasten als Wohnung an. Schon im Hochsommer schlagen sich die Feldspazken der Marsch zu großen Flügen zusammen und brandschaken dann die reifen Haferfelder. Werden sie aufgescheucht, so fliegt die ganze Schar in den nächsten Felddornbusch und wartet die Zeit ab, bis die Luft wieder

Marsch und Marschgehöfte.



Feldsperling



Goldammer



Grauammer



Feldlerche



Wiesenpieper



Braunkehlchen



Schneeammer



Bergfink



Berghäufing



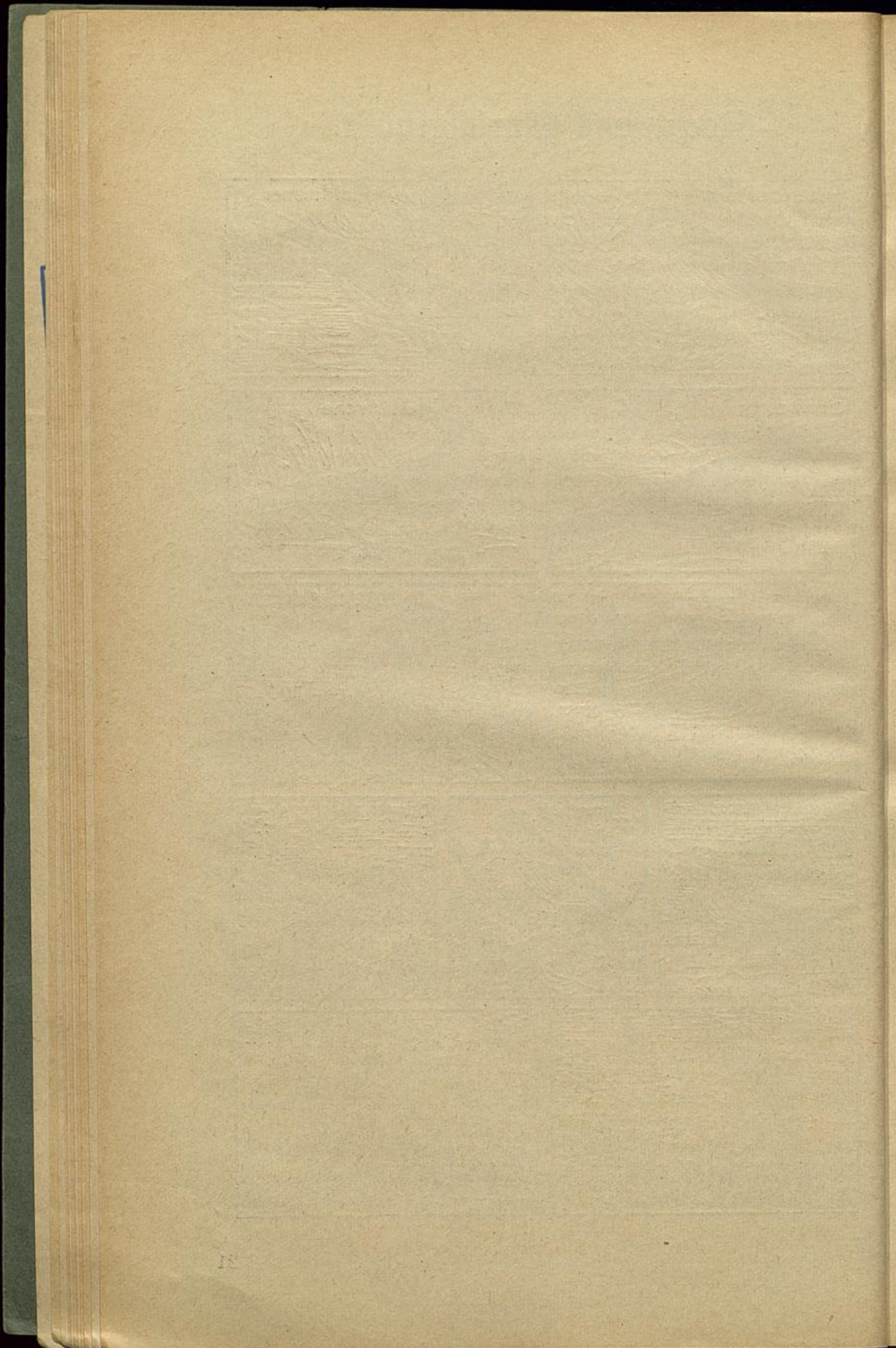
Merlin ♂



Goldregenpfeifer

(im Winterkleid)

E. Maab.



rein ist. Gleich darauf fallen sie wieder ein. Hartnäckig ist die Gesellschaft nur einmal. Man kann einem Feldspazzen dreimal nacheinander das Nest mit Gelege aus dem Meisenkasten herausreißen, er baut zum vierten Mal erneut darin sein Nest. Ganz so frech wie sein Vetter, der Hauspaz, ist er freilich nicht. Erst gegen den Winter hin sucht er dessen Revier, die Gärten, Höfe und Dungstätten der Bauernhäuser auf.

Der Feldspaz ist auch mehr Weichtierfresser; Raupen, Blattläuse und anderes Ungeziefer verzehrt er im Sommer viel.

Vom Hauspazzen ist er durch seine reineren Farben zu unterscheiden. Der Oberkopf ist schön rotbraun, die Flügel hellbraun, Kopfseiten und Halsseiten weiß mit schwarzem Ohrfleck, und ein Kehlfleck auf der sonst hellgrauen Unterseite schwarz. Das Gelege besteht aus 5—6 Eiern, die viel Ähnlichkeit mit denen des Hausperlings haben.

Nach den Gehölzbrütern unserer Marsch sind die Erdbrüter zu nennen.

Die Goldammer (*Emberiza citrinella* L.), Bild S. 21
plattdeutsch auch „Gällüntj“ (gelber Sperling), „Gälgösch“, „Kohschietvögel“ oder Saatsink genannt, nistet meistens am Boden zwischen dürrem Gras und Kraut. Wo sie viel Gebüsch und Gestrüpp zur Verfügung hat, legt sie ihr Nest auch wohl einmal über der Erde an. An Begrändern, wo die Sense schlecht hinkann, und wo deshalb im Frühjahr allerlei dürres Gras und Kraut steht, findet die Goldammer meist die besten Verstecke für ihr Nest. Oft sieht es ganz verborgen und von oben verdeckt unter einem trockenen Grasbüschel. Die darin liegenden 4—5 Eier sind auf rötlichweißem Grunde mit vielen dunklen Flecken, Linien und Schnörkeln verziert, die an das Bild einer Landkarte erinnern. Die Goldammer heißt daher auch in manchen Teilen des Oldenburger Landes „Landkaortenvagel“.

Die im Felde auf einem Dornbusch oder auf den Stangen eines Erbsenbeetes sitzende Goldammer stellt man schon von weitem an ihrer bezeichnenden Gesangstrophe fest. Diese besteht aus einer Reihe von 5—6 gleichmäßigen Tönen, auf die ein höherer abfallender Schlußton folgt. Etwa wie:

„dji dji dji dji dji dji dji \ tzeeee (gedehnt)“.

Der Volksmund übersetzt diesen Gesang mit: „Wie, wie, wie, wie hab ich dich lie-ieb“, oder „Is, is, is, is noch viel zu frü-üh!“ Neben diesen beiden gibt es noch mehrere Deutungen, ein Zeichen dafür, wie tief der Eindruck ist, den dieser einfache Gesang auf den Hörer macht.

Die Goldammer ist dazu ein farbenprächtiger Vogel. Man muß sie in der herbfrihen Frühlingszeit sehen, wenn das Männchen sein Hochzeitskleid angetan hat. Die goldgelbe Kehle und ein ebensolcher Streifen über dem Auge leiten über zu den kräftig rostbraunen Schwingen und dem rostbraunen Bürzel. Das gegen den Herbst schmutzig

erscheinende Gelb des Vogels wird wohl zur Namengebung „Rohschietvögel“ (Östringen) geführt haben. Das Weibchen ist einfarbiger bräunlichgrau gezeichnet.

Im Winter schlagen sich die Goldammern in größeren Flügen zusammen, die dann im Lande umherstreifen. Die meisten verlassen wohl die Marsch. Nur wenige sind bei strenger Kälte noch auf den Futterplätzen der Marschhöfe zu finden, wo sie sich mit dem Hühnervolk, mit Finken und Spaken die vorhandene Körnernahrung teilen.

An der Umfangstraße zwischen Rüsterfiel und Schaar ist die Goldammer in jedem Jahre bestimmt als Brutvogel anzutreffen. Sehr häufig sieht man sie auch immer auf der hohen Geest bei Teringhave und Heidmühle. In der Größe steht sie zwischen Buchfink und Star.

Ein regelrechter Erdbrüter der Marsch ist

die Grauammer (*Emberiza calandra* L.). Bild S. 21

Sie ist etwas größer und plumper als die Goldammer, der Schnabel ist auch dicker und das Gefieder unscheinbarer, oberseits graubraun, unterseits grau mit dunklen Längsflecken. Beim Fliegen läßt sie die Beine leicht herabhängen. Was diesen ausgesprochenen Marschvogel besonders bezeichnet, ist sein wenig schöner Gesang. Auf eine Reihe klangloser Töne folgt ein klirrender Schlußton, der so klingt, als wenn man Stricknadeln aneinanderschlägt. Etwa wie: „zick zick zick zick zick zick!“ Das Volk macht daraus auf plattdeutsch: „Spick, spick, spick, spick, spicke Griesel!“ und nennt sie deshalb auch „Spieker-Griesel“, ein das ganze Wesen sehr treffender Name.

Das Nest des Vogels steht auf dem Boden und ist in Gras und Kraut sehr gut versteckt. Es enthält 4—6 gräulich oder bräunlichweiße Eier, die mit rötlichgrauen Flecken und schwarzen Schnörkeln besetzt sind.

Im Winter bleiben einige Grauammern in der Nähe unserer Bauernhöfe zurück, die anderen streichen im Lande herum und besuchen auf ihren Flügen wohl besonders gerne die Geest. Februar 1932 beobachtete ich eine Schar von ungefähr 50 Vögeln in der Spitze einer Hofpappel bei Roddens in Butjadingen. Da das Eis fest war, schien es eine streichende Gesellschaft, also noch keine ziehende Schar, zu sein. Die wärmende Morgensonne hatte sie munter gemacht, ab und zu ließ schon ein Vogel sein „stick stick stick sticke Griesel“ vernehmen. Besonders häufig kann man die Grauammer in jedem Jahre an der Straße Sande—Sanderahm, kurz hinter dem Sander Bahnhof beobachten. Beim Singen ihres anspruchslosen Liedes sitzt sie gerne auf hohen Gegenständen, auf den Rischelpfählen, auf den Leitungsmasten oder auf irgend einem Leitungsdraht. Auch von der Spitze der Straßenbäume herab läßt sie sich hören.

Mit der Grauammer hat

unsere Feldlerche (*Alauda arvensis* L.) Bild S. 21

von ferne gesehen einige Ähnlichkeit, doch wird man sie leicht von der plumpen Grauammer unterscheiden können, weil sie etwas kleiner und

gegen diese als graziös zu bezeichnen ist. Sie fliegt auf kurze Strecken auch geschickter und bewegt sich gewandter, wenn sie zwischen Kraut und Erdschollen dahinrennt. Ihre Oberseite ist hellbraun, dunkel gefleckt, Kehle und Brust auf gelblichgrauem Grunde mit braunen Längsstreifen gezeichnet, der Bauch ist hellgrau. Da sie in ihrem Gefieder eine treffliche Schutzfarbe besitzt, bemerkt man sie oft erst, wenn sie wenige Meter vor einem aufsteigt. Dabei läßt sie einen bezeichnenden Lockruf, ein „trie“ oder „drütt“ vernehmen. Beim Abfliegen erkennt man sie ebenfalls an den beiden weißen Außensahnen des Schwanzes.

Der Gesang der Lerche wird so bekannt sein, daß jeder den hoch in der Luft schwebenden Vogel sofort an seinem Gesange erkennen wird. Schon im Februar kann man an schönen sonnigen Tagen das erste Lerchenlied hören. Der Vogel schwingt sich ziemlich rasch in weiten Schraubenlinien hoch und singt dabei unaufhörlich. Wenn er eine Höhe erreicht hat, daß man ihn oft nur noch als kleinen Punkt sehen kann, beginnt der melodienreiche Abgesang, der Lerche Dank an den Schöpfer. Hierbei läßt sich der Vogel mit ausgespannten Flügeln wie ein Fallschirm langsam fallen. Mit dem Schlußgesang, einem abfallenden „zieh-zieh-zieh-zieh-zieh“ gleitet sie dann mit aufwärtsgehaltenen Flügeln schräg abwärts und fällt die letzten 20 Meter wie ein Stein mit angelegten Flügeln zu Boden, um sich kurz vor dem Auffallen auf den Boden mit ausgebreiteten Flügeln wieder aufzufangen und in die Nähe des am Boden sitzenden Weibchens oder in die Nähe des Nestes zurückzugleiten.

Lerchengsang kündigt den nahenden Frühling. — Wenn über dem fahlbraunen Küstringer Außengroden wieder aus der hohen Luft das Lied der Lerche erklingt, dann haben wir März, — und der Bann des Winters ist gebrochen.

Während der Zugzeit, Ende Februar bis Anfang März, sind gerade auf dem Groden oft große Lerchenschwärme zu beobachten. Einige bleiben in gelinden Wintern auch bei uns, so im Winter 1931/32.

Das Nest der Lerche findet man auf trockenen Wiesen, die viel dürres Gras tragen, auf Brachäckern und auf sandigem Gelände. An dem aufgeschwemmten Sandgelände des Südhafens, am Sandstrande zwischen der dritten Einfahrt und Nordstrand, sowie auf den sandigen Brachflächen des Nordstrandes nisten in jedem Jahre mehrere Paare. Das Nest sitzt sehr versteckt in oder unter einem trockenen Grasbüschel. Wo eine kleine geschützte Vertiefung im Boden gefunden wird, werden Hälmchen zusammengetragen, und das Nest ist fertig. Das Weibchen legt 3—6 Eier, die auf bräunlich oder rötlichgrauem Grunde dunkel gefleckt sind. Die eben geschlüpften Jungen tragen lange graue und bräunliche Federhärchen, deren Farbe sich so dem Genist und der Umgebung anpaßt, daß man sie kaum finden könnte, wenn das Nest nicht durch die abfliegende Mutter, die die Kleinen unter ihrem Leibe wärmte, verraten würde. Nach einigen Tagen verlassen die Jungen, weil sie Nestflüchter sind, schon das schützende Nest und stelzen dann eigenartig hochbeinig durch das dürre Gras dahin.

An der Hinterzehe trägt die Lerche einen langen Sporn.



Im Jeverlande heißt der Vogel „Lewerf“, „Lewief“ oder „Lewing“, in Butjadingen „Lauerf“, in Ostfriesland „Lowerf“.

Auf Brachäckern und trockenen Marschhügeln, auf den Böschungen der Schießstände hinter dem Rüstringer Deich, auf dem mit Hafensand überhöhten Gelände in der Nähe der Wilhelmshavener Einfahrten und an stillen, trockenen Deichhängen nistet

der Wiesenpieper (*Anthus pratensis* L.). Bild S. 21

Bis zum Jahre 1930 nisteten auch auf Mellum alljährlich ein oder zwei Paare dieses Piepers. Oberseits hat er viel Ähnlichkeit mit der Feldlerche, ist aber kleiner als sie und hat nur etwa Finkengröße. Der Kopf ist zudem spitzer und die ganze Gestalt schlanker. Oberkopf, Nacken und Rücken sind dunkelgraubraun, die Unterseite hellgrau, mit dunklen Flecken längsgestreift. Über der dunklen Backe ist ein heller Streif sichtbar.

Das Nest steht wie das der Lerche in oder unter dürrem Gras versteckt, es enthält 4—6 bräunliche, oft schokoladenbraune Eier, die dunkler braun gefleckt sind.

Auf dem Boden hält der sehr gewandte Vogel seinen Körper zumeist langgestreckt waagerecht. Hier ist auch sein Lebensgebiet, niemals fliegt er auf einen Baum oder Strauch. Nur zur Balzzeit setzt sich der Wiesenpieper wohl auf einen Rischelpfahl oder auf einen höheren Erdstoß. Beim Balzfluge fliegt er vielleicht 10 m schräg aufwärts und läßt sich dann wieder abwärts gleiten, indem er die Flügel mehr oder weniger schräg aufwärts hält. Beim Abgleiten hört man zuerst einige lerkenhafte Töne, auf die 10—12 immer länger gezogene „ti“ folgen. Etwa so:

„tji tji tji tji tji tji tjiie tjiie tjiie tjiie tjiie“

Mit dem letzten „tjiie“ landet er für gewöhnlich wieder auf demselben Pfahl oder Hügel, von dem er vorher zum Balzfluge hochgestiegen ist.

Vom auffliegenden Wiesenpieper vernimmt man als Lockruf ein bezeichnendes „iist-iist“. Besonders häufig hört man diesen Ton in den Hochmoorgebieten, die der Vogel überall recht zahlreich bewohnt. (Siehe S. 182.)

Einige Wiesenpieper bleiben im Winter bei uns, die meisten ziehen.

In den feuchteren Marschgebieten, die an ihren Rändern Buschwerk und Rischelzäune aufweisen, trifft man hier und da auf den

braunkehligen Wiesenschmäßer (*Pratincola rubetra* L.).

Bild S. 21

Er tritt in den einzelnen Jahren verschieden auf. Während er 1929 häufiger zu sehen war, fehlte er 1930 in unserer Marsch fast völlig. 1929 und 1930 wurde er an der Straße Blauhand—Driefel, an der Straße Blauhand—Sande, Blauhand—Jeringhave und an der Umfangersstraße Mariensiel—Schaar—Rüstersiel beobachtet.

Man erkennt den auf einem Rischelpfahl, auf einem Distelkopfe oder auf einem Busche sitzenden Wiesenschmäßer sofort an der rotbraunen

Kehle und der rotbraunen Brust. Die Oberseite ist dunkel, schwarzbraun, die dunkelbraunen Backen oben und unten von einem hellen Streifen umsäumt. Der Bauch ist schmutzig gelblichweiß, die dunklen Flügel mit einem weißen Flecken geziert.

Das Braunkehlchen ist ein Insektenfresser. So sieht man es auch meistens von einem erhöhten Platze Ausschau halten nach dem, was zwischen Gras und Kraut lebt und fliegt. Plötzlich läßt sich das Braunkehlchen von seinem Ausguck herunterfallen, erhascht das erspähte Insekt im Fluge oder nimmt etwas vom Boden auf und schwingt sich dann wieder auf den innegehabten Sitz zurück. Wegen dieses lustigen Gebahrens ist es immer sehr kurzweilig, dem Vogel zuzusehen. Das Nest des finkengroßen Vogels findet man selten, es ist fast immer in einer Vertiefung auf dem Boden einer Wiese versteckt. Nicht einmal beim Mähen wird es oft entdeckt; da es sehr tief sitzt, wird es durchweg von der Sense verschont, so daß die Brut nicht gefährdet wird. Das Nest enthält 5—7 blaugrüne Eier, die mitunter am stumpfen Ende gelb gepunktet sind.

Der Gesang des Braunkehlchens ist sehr munter und ansprechend, es trägt ihn meistens von einem Busche oder Baume aus vor. Sein Lockruf klingt wie

„hü tick tick tick“.

Es heißt deshalb auch „Hü tick“ oder „Gierticker“.

Leichter als die Nester der Wiesenschmäher sind die Nester der größeren Erdbrüter, die Nester des Rebhuhnes und des Kiebitzes zu finden.

Das Rebhuhn (*Perdix perdix* L.) Bild S. 11

nistet auf den Wiesen unserer Marsch meistens im hohen Gras. In einer kleinen Vertiefung, die nur mit wenigen Halmen ausgelegt ist, findet man 10—17 gelbbraune oder graugrüne Eier. Hierauf sitzt die Henne gegen Ende der Brutzeit so fest, daß man oft neben dem Neste stehen kann, ohne daß die Henne die Eier verläßt. Häufig sitzt sie sogar so fest, daß ihr beim Mähen mit der Sense oder der Mähmaschine der Kopf abgeschnitten wird.

Ich habe einmal eine auf 14 Eiern brütende Henne streicheln können, nachdem sie sich vorher gefallen ließ, daß man ihren Brutplatz, der durch die Sense vollkommen freigelegt worden war, mit Kräutern und Grasshalmen bedeckte.

Auch wenn man ein Rebhuhnneft weiß, ist es oft schwer, die auf den Eiern brütende Henne zu erkennen, so sehr gleicht ihr Rückengefieder den braunen und grauen Streufarben des Bodens. Kehle und Kopfseiten sind rostrot, die graublaue Brust schwarz quergestrichelt. Brustseiten und Bauchseiten sind auf graublauem Grunde braun quergestreift. Das Männchen trägt auf dem hellen Bauche einen großen kastanienbraunen, hufeisenförmigen Fleck. Während der Balzerregung zeigt sich über seinem Auge, ähnlich wie beim Birkhahn, ein länglicher feuerroter Streif, der durch das Hervortreten nackter Hautwarzen entsteht. Diese



Erscheinung kann man aber wohl nur an gefangengehaltenen Rebhähnen beobachten.

Unsere Rebhühner oder Feldhühner sind sehr geschickte Läufer. Aufrechten Ganges laufen sie sehr geschickt, ab und zu sichernd, zwischen Grasbüscheln und Ackerfurchen dahin, bei Gefahr ducken sie sich. Dies können auch schon die jungen Küken in meisterhafter Weise. Ihr Gefieder mit den gelbbraunen und dunkelbraunen Streuflecken hilft dazu mit, das kleine Volk vor der Unzahl seiner Feinde zu verstecken.

Die Jungen verlassen das Nest fast sofort nach dem Ausschlüpfen, — die Dunen sind noch feucht und klebrig, wenn sie ihren ersten Weg in die Welt antreten. Eine halbe Stunde nach dem Ausschlüpfen ist oft schon kein Junges mehr im Neste anzutreffen oder überhaupt wiederzufinden. Überall ducken sie sich dann schon im Gras der Wiese.

Das aufgeschreckte Rebhuhn fliegt meist erst wenige Meter vor dem Menschen auf. Sein Flug ist gegen seinen behenden Lauf recht schwerfällig und geräuschvoll. Schon mancher wird durch das laute „Burren“ einer plötzlich auffliegenden Kette Rebhühner sehr erschreckt worden sein. Nach einigen hundert Metern niedrigen Fluges senkt sich die Kette im Gleitfluge mit abwärtsgehaltenen Flügeln wieder, fällt ein und rennt in das nächste schützende Versteck hinein, bis es sich gesichert fühlt.

Im Fliegen und Niedergleiten hört man vom Rebhuhn ein lautes Schnarrendes „gierrick-gierrick, gierrick“. Diese Laute vernimmt man auch an stillen Frühlingsabenden aus den Feldern und Wiesen der Marsch. Dann ist die Zeit, wo der Rebhahn seinen Gegner zum Kampfe heraufruft und die Völker sich paaren. Wer diesen Paarungsruf einmal in der würzigfrischen Abendluft eines scheidenden Vorfrühlungstages erlebt hat, dem wird diese aus Klang und Abendluft gebildete Stimmung lange unvergessen bleiben. Eine Nachahmung des Rufes findet man in dem noch in den Moorgebieten gebräuchlichen Namen „P t r i ß h o h n“ wieder, wie auch der lateinische Name (*Perdix perdix*) davon hergeleitet zu sein scheint.

Weil in harten Wintern viel Rebhühner zugrunde gehen, und die Jagd vielerorts übermäßig betrieben wird, zeigen unsere Marschen keinen großen Bestand an Rebhühnern. Ein einjähriges Schonjahr wäre sehr angebracht.

Im Jeverlande spricht man von einem „R a p p h a o h n“ und einer „R a p p h e n n“. (Rebhahn und Rebhenne.)

Im Jahre 1931 wurde aus dem Gebiet zwischen Heldenfriedhof und Rüsterfiel das Vorkommen

der Wachtel (*Coturnix coturnix* L.) Bild S: 11

gemeldet. Man hatte mitten im Juni aus den Getreidesfeldern westlich des Glurenpfades Heldenfriedhof—Rüsterfiel den bezeichnenden Wachtelruf gehört und glaubte daraus schließen zu dürfen, daß die Wachtel in diesem Gebiete wieder gebrütet hatte. Früher war die Wachtel überall häufiger Brutvogel, heute hört man sie kaum noch. Bestimmt brüten



soll sie noch in den Weizenfeldern südlich des Mariensfelder Flugplatzes. Im Jahre 1932 ist sie auch noch in Flörkenkamp bei Barkel gehört worden. Der nur vom Männchen ausgestoßene Ruf ist dreisilbig und kann bezeichnet werden mit „pickwerwick“. Das im Felde arbeitende Volk übersetzt den Wachtelschlag mit „Bück den Rück!“ und nennt sie deshalb „Tüttjenblick“, „Küttjenblick“ oder „Küttjenblick“. Wie sehr der „Küttjenblick“ im Volksleben eine Rolle spielte, zeigt eine Äußerung des Volksaberglaubens. Wenn man die Wachtel schlagen hörte, sagte man früher wohl in Ostfriesland: „So väl at he röppt, so väl Schäpel Rogg gift dat wedder!“

Die Wachtel lebt ganz versteckt im Getreide und wird im Sommer kaum gesehen, nur der Ruf verrät ihre Anwesenheit. Ackerfelder, die mit Weizen bestellt sind, liebt sie besonders.

Das Nest ist immer sehr gut versteckt im Getreidefelde angelegt. Es enthält 8—14 Eier, die auf hellbraunem Grunde dunkelgrün oder schwarzbraun gefleckt sind. Das brütende Weibchen sitzt darauf ebenso fest wie das Rebhuhn. — Im Herbst verlassen uns die Wachteln, sie ziehen bis nach Ägypten. Leider werden Tausende während des Zuges längs der Küste des Mittelländischen Meeres in Netzen gefangen, und bei Sturm gehen auch viele im Mittelmeer zugrunde.

Die Wachtel ist bedeutend kleiner als das Rebhuhn. Oberseits ist sie kaum vom Rebhuhn zu unterscheiden. Über das Auge läuft ein heller Streif, über die Kehle ein von den Ohren herablaufender heller Halsring. Die Kehle ist sonst braungelb, der Bauch hellgrau.

Der neben der Lerche am häufigsten in der Marsch auftretende Erdbrüter ist

der Riebitz (*Vanellus vanellus* L.), Bild S. 11

plattdeutsch *Kiewiet*. Seitdem das Schutzgesetz in der Form eines Verbotes, das Sammeln von Riebitzeiern betreffend, erlassen worden ist, hat sich der Riebitz gut vermehren können. Man gewahrt den farbenprächtigen und festen Vogel besonders im Frühjahr auf allen Äckern und Wiesen der Marsch. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Vorderhals, Oberbrust und Schwanzspitzen glänzend schwarz, der ganze Rücken dunkelgrün, schön purpurn und bläulich schillernd. Kopfseite, Unterbrust, der Bauch und eine Schwanzbinde sind weiß, die Unterschwanzdeckfedern gelbbraun. Das Männchen trägt auf dem Kopfe eine lange aufwärtsgebogene Federhölle, die Hölle des Weibchens ist kürzer.

Das Nest des „Kiewitt“ findet man überall in der Marsch in kleinen Vertiefungen mitten auf der Wiese, auf dem Groden, auf Kartoffel-, Bohnen- und Runkelrübenfeldern, auf Brachäckern und zwischen dem grünenden Hafer und Weizen. Als Genist wird genommen, was da ist. Auf der Wiese die trockenen Halme des aufgefahrenen Stalldüngers und auf dem Felde die Stoppelenden des letzten Jahres. Die vier Eier sind recht wechselnd in der Farbe, oftmals findet man auf demselben Acker Eier verschiedener Farbe. Auf mattolivgrauem oder bräunlichem Grunde sind sie meist mit allerlei dunklen Flecken, Flecken



und Strichen verziert. Die Farbe paßt sich dem Untergrunde sehr gut an.

Die Jungen sind Nestflüchter und verlassen schon am ersten Tage das Nest. Die beiden Altvögel wachen mit besonderer Treue über Gelege und Junge. Macht sich ein Mensch bei den Jungen zu schaffen, so stellt sich die Mutter flügelstarr und läuft mit hängendem oder eigenartig schlagendem Flügel in der Nähe des Nestes herum, um den Störenfried vom Neste fortzulockern. Unbekannt wird es sein, daß der Kiebitz einen über die Nestwiese schreitenden Menschen in der Weise auf ein anderes Feld zu locken versucht, indem er immer an einer anderen Stelle, als da, wo das Nest sich befindet, herumfliegt, um durch seine tiefen Kreisflüge und sein fortgesetztes Rufen dem Menschen vorzumachen, das Nest befände sich auf einem ganz anderen Felde. Hat er den Menschen auf diese Weise weit genug vom Neste weggelockt, so stiehlt er sich auf einem weiten Umwege wieder zum Neste zurück.

Der vom Neste fortrennende Kiebitz verhält sich ganz still und versucht immer möglichst unter Deckung vom Neste fortzufliegen. Erst wenn er weit genug entfernt ist, beginnt er mit den tollen Kreisflügen und Luftpurzelbäumen. Dabei hört man das „Wupp, wupp, wupp, wupp!“, einen Ton, den der Kiebitz mit den Federn der Schwingen verursacht.

Er verläßt uns im Winter, ist aber oft noch bis in den Dezember hinein bei uns anzutreffen. Mit dem Einsetzen des Frühlingswetters gegen Mitte März ist er wieder da. Dann sieht man auf den Grodenwiesen und Marschländereien oft große Flüge von 200—300 Vögeln, die sich hier längere Zeit in größerem Verbande herumschlagen und sich erst in Paare auflösen, wenn die Brutzeit gegen Ende März beginnt.

Für die Getreuen von Jever wird es darum nicht immer leicht gewesen sein, zum Geburtstage Bismarcks, zum 1. April, ihre 101 Kiebitzeier gesammelt zu haben. Meistens beginnt dann der Kiebitz erst zu legen.

Erheiternd ist es, den Kiebitz bei der Nahrungssuche zu beobachten. Wenn er etwas Fressbares, meist Würmer oder Larven, entdeckt hat, rennt er, wie an der Schnur gezogen, in waagerechter Haltung auf die Beute zu und ergreift sie. War es ein Fehlschuß, dann bleibt er ruhig verhoffend stehen und äugt aufmerksam, ehe er wieder weiterläuft, wieder unbeweglich stehenbleibt und so kreuz und quer über die Wiese trollt, bald hier, bald da etwas aufnehmend.

A 2.) Zugvögel und Wintergäste in der Marsch.

Unter den Kiebitzscharen, die uns der März bringt, trifft man mitunter einen Vogel von fast gleicher Größe und ähnlichem Gebahren an, es ist ein Vetter des Kiebitzes,

der Goldregenpfeifer (*Charadrius apricarius apricarius* L.),
Bild S. 21

Er bewohnt die Tundren Nordrusslands, Islands, Lapplands und Finnlands. Wenn er bei uns auf dem Herbstzuge erscheint, tragen die